© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

S. A. Weiß.

Von **Bernhard Münz.**

Gedichte und Dichter haben ihre Schicksale. Auch die Gedichte des Mannes, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen prangt, wissen davon eine Geschichte zu erzählen. S. A. Weiß konnte sich erst nach seinem Tode allmählich Geltung erringen. Nachdem einige Verleger sein Bändchen „Gedichte“ zurückgewiesen, nahm sich auf meine Veranlassung der gegenwärtige Dramaturg des Deutschen Volkstheaters, Heinrich Glücksmann, die Zeit, sie auf ihren Gehalt zu prüfen, und siehe da, er entdeckte einen Schatz, der es reichlich verdiente, an das Tageslicht gefördert zu werden. Von dieser Entdeckung überwältigt, führte er im Jahre 1897 zu Nutz und Frommen des heimgegangenen und völlig unbekannten Dichters in dem Wiener „Wissenschaftlichen Klub“ eine von Herzen kommende und zum Herzen dringende Auferstehungssymphonie auf. Seine Worte fielen auf günstigen, fruchtbaren Boden, seine Anregungen weckten lebhaften Widerhall. Meister der Vortragskunst, wie Alexander Strakosch, fügten Gedichte von Weiß ihrem Repertoire ein, die erprobtesten Stützen des k. k. Hofburgtheaters, wie Josef Lewinsky und Adolf Sonnenthal, machten das andächtig an ihren Lippen hängende Publikum mit Teilen seines Vermächtnisses vertraut, vornehme Zeitschriften öffneten dem toten Sänger bereitwillig ihre Spalten und damit war sein Schicksal besiegelt. Das liebliche Dornröschen war nun einmal aus seinem tiefen Schlafe geküßt und es dauerte nicht mehr lange, bis es in der Deutschen Verlagsanstalt Concordia zu Berlin freundliche und freudige Aufnahme fand. Vincit veritas! Jawohl, die Wahrheit bleibt Siegerin. Wenn auch die Sonne derselben zeitweilig durch Wolken getrübt und verdunkelt wird, so bricht sie sich schließlich doch Bahn.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Kurz war das Erdenwallen des Dichters und höchst tragisch verlief es. Er ward in kleinbürgerlichen Verhältnissen am 19. Januar 1858 in dem mährischen Städtchen Hruschau geboren, absolvierte das Gymnasium in Troppau und beschäftigte sich an der Wiener Universität vornehmlich mit germanischer und vergleichender Philologie, wobei er der psychologischen Seite der Linguistik besonderes Interesse zuwendete und sich in Shakespeare und Byron, in das Buch der Bücher und die Meisterwerke der Araber, Perser und Inder vertiefte. Es wurde ihm freilich schwer genug, seine Bildung zu vollenden; war er doch einer jener mittellosen Studenten, die hungern müssen, wenn sie nicht ein paar Lektionen erhalten, wenn sie nicht ihr Talent in den Dienst der Talentlosigkeit anderer stellen können — einer jener Stiefkinder des Glücks, denen die immer nagende Sorge manchen hellglimmenden Geniefunken ausbläst, deren viele verkommen, verbummeln und das geistige Proletariat vermehren. Vor diesem traurigen Schicksal wurde er nur durch seinen hochgestimmten Geist bewahrt, der ihn über die Niederungen des Daseins zu den erhabenen Sphären der Kunst und Wissenschaft erhob. Nachdem er in Wien zum Doktor der Philosophie promoviert worden, konzentrierte er all sein Sinnen und Trachten auf die Erlangung eines akademischen Lehramtes. Zu diesem Zwecke verfaßte er „Beiträge zur Geschichte des indogermanischen Vokalismus“ und gab sich in einer weitläufigen Studie „Gedanken über Völkerpsychologie“ redliche Mühe, die von den Dioskuren Moritz Lazarus und Hermann Steinthal begründete neue Wissenschaft gegen die Bestrebungen, welche ihr zum Teil jede Existenzberechtigung absprachen, zum Teil ihr nur ein verhältnismäßig ganz bescheidenes Gebiet als ausschließliche Domäne zuwiesen, zu verteidigen. Man hat einen spezifischen Unterschied zwischen der Völkerpsychologie und der Individualpsychologie geleugnet, da jede geistige Gesamtheit im Grunde genommen ja nur aus den einzelnen Geistern bestehe. Diese Tatsache, meinte man, sei durchaus einfach, auf den ersten Blick klar und so einleuchtend, daß es gar nicht zu begreifen sei, wie Menschen, welche Augen haben, um zu sehen, sich ihr verschließen konnten. Gewiß, erwiderte der junge Forscher, aber das Einfache und auf den ersten Blick Klare ist nicht immer, sogar selten, vielleicht niemals — das Wahre. Zum mindesten wird man diesem Einwurf gegenüber vermuten dürfen, derjenige, welcher zuerst von Völkerpsychologie geredet

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

hat, werde diese Tatsache, da sie so klar und einfach ist, auch gekannt haben; es müssen also doch Gründe dagegen sprechen. Im Anhange daran erinnerte er an die Nationalökonomie, deren Gegenstand füglich auch nur in dem ökonomischen Betrieb aller einzelnen besteht. Gleichwohl haben die Gesetze der Nationalökonomie unleugbar einen ganz anderen Inhalt als die ökonomischen Betriebsregeln, die der Vater seinem Sohn oder der Meister seinem Lehrling auf den Lebensweg mitgibt. Noch deutlicher illustrierte er die Sachlage durch ein anderes, nicht der Sphäre des Menschen entnommenes Bild. Der Baum z. B. ist ein Komplex von Körpern, welche bestimmte chemische Eigenschaften und physikalische Kräfte besitzen; er kann demnach einen Gegenstand der Physik und der Chemie abgeben. Was ihn aber vor bloß chemischen und physikalischen Körpern auszeichnet, ist der Umstand, daß diese in ihm ein organisches Gebilde ausmachen, in ihm als eine Pflanze existieren und wirken. Die Wissenschaft, welcher er vorzugsweise angehört, ist schon die Pflanzenphysiologie. Ein Baum und hundert Bäume, das ist gewiß, fallen ohne Unterschied in den Bereich dieser Wissenschaft. Nichtsdestoweniger bilden 50.000 Bäume, die auf einer Quadratmeile stehen, einen Wald. Der Wald als solcher, als Ganzes, als geschlossene Einheit ist aber Gegenstand einer anderen Wissenschaft, der Forstwissenschaft. Diese lehnt sich allerdings vielfach an die Botanik und Physiologie an, aber sie ist nach Zweck und Mitteln der Betrachtung eine ganz andere Wissenschaft. Die Moral davon lautet, daß der Volksgeist sich freilich nur aus lauter einzelnen Geistern zusammensetzt; wenn man jedoch meint, daß der Volksgeist darum ebenso wie jeder einzelne Geist der Individualpsychologie angehört und keiner besonderen Wissenschaft bedarf, dann, im strengen Sinne des Wortes, nach diesem Bilde, dann sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Zudem hebt Weiß die Verschiedenheiten hervor, welche zwischen den Betrachtungsweisen der individuellen Psychologie einerseits und der Völkerpsychologie anderseits mit Notwendigkeit Platz greifen müssen. Die Grundverschiedenheit zwischen beiden besteht offenbar zunächst darin, daß im Individuum die großen und oft sehr disparaten Massen der Vorstellungen durch die Einheit des Subjekts zusammengehören; im Volksgeist aber entspringt umgekehrt die Einheit des Subjekts nur aus der Gleichheit oder Vereinbarkeit des Inhalts in den Individuen. Weiß läßt es dahingestellt, daß auch

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

innerhalb des Volksgeistes oft genug von den Gegensätzen die Rede ist und sein darf, die er in sich birgt, ohne daß wir darum die wirkliche Einheit desselben aufgehoben sehen, daß umgekehrt auch innerhalb der Einheit des Individuums als Subjekt in ihm, als tätiger Geist betrachtet, eine Gegensätzlichkeit und Zerrissenheit sich ausbilden kann, gegen welche die Einheit des Subjekts keinen Schutz bietet. Er verweist vielmehr nur darauf, daß beim Individuum, falls es in einer idealen Weise entwickelt wäre, die Massen der Vorstellungen in ihm eine solche Einheit bilden, daß die Einheit des Subjekts ganz gleichgültig würde, daß sie als Tatsache und nicht als Grund für die innere Freiheit bestände, die Tat, aber nicht den Wert der Einzelheit bezeichnete. Wie sich also über dem ursprünglichen Bande der Seeleneinheit das höhere Band der geistigen Tätigkeit webt, das im Inhalt und in der Form derselben seinen Ausdruck findet, so auch entwickelt sich umgekehrt im Volksgeiste außer der Gleichheit und Einheit des geistigen Geschehens eine Einheit der Existenz.

Doch genug hievon im Rahmen dieses Aufsatzes. Trotz seiner in die Tiefe gehenden Studien ging Weiß' Wunsch, sich an der Czernowitzer Universität für vergleichende Sprachwissenschaft zu habilitieren, nicht in Erfüllung. Vergeblich strebte er auch die Stelle eines Amanuensis an der Universitätsbibliothek zu Czernowitz an und mußte durch weitere vier Jahre als Stundenlehrer und Hofmeister sein Brot erwerben. Niedergedrückt durch die steten Mißerfolge, verließ er 1889 die Hauptstadt der Bukowina und wurde Redakteur eines Provinzblattes in Mähren. Daß dies kein Wirkungskreis für den hochstrebenden Mann war, versteht sich von selbst. Er war auch zu ernst und zu gründlich für einen solchen Posten. So gab er ihn denn auf und ging nach Wien, wo er im Jahre 1891 einen eigenen Herd gründete. Das Schicksal erhörte sein inbrünstiges Flehen:

So gönn' noch einmal, eh' des Todes Flügel
Mich sanft umwehen, frohe Sonnenblicke,
Erhab'ne Gottheit deinem treuen Sohne,
Noch einmal mir, des Lebens mich zu freuen,
Daß ich nicht mehr nur gramumblühte Tage
Und trübe Stunden einsam spinnen möge. . . .
Mir winkt von ferne eines stillen Glückes
Von reinen Freuden mild verklärter Friede,
Und seine Strahlen wollen Licht und Wonne
In meines Lebens dunkle Stunden weben.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Wie Mondesglanz in lauen Sommernächten,
Wenn süße Ruh' den müden Pilger ladet:
Ein Mädchen lebt, der Anmut holde Blüte,
Das hochgesinnt zu treuem Lebensbunde
Dem Leidbedrückten Herz und Hand zu weihen
Entsagungsfreudig will vor Gott geloben. . . .
Auf meinen Knien lieg' ich hier im Staube,
Du übermächt'ges, allgewalt'ges Schicksal,
Und fleh' zu dir aus meiner Seele Tiefen:
Nur einmal noch, laß mir zum letzten Male
Ein Zeichen werden deiner hohen Gnade,
Daß du nicht ganz, für immer mich verlassen,
Und gönne mir, mich dieses Glücks zu freuen.

Der Ehe entsproß ein entzückendes Knäblein. Allein das Glück sollte nur von sehr kurzer Dauer sein. Am ersten Geburtstag des Kindes, Ende März 1893, warf ihn eine tückische Influenza nieder, als deren Folge ein schweres Lungenleiden zurückblieb, welchem er am 21. Juni 1896 in Gries bei Bozen erlag, nachdem er mehr als drei Jahre vom Bette in das Eisenbahncoupé und von diesem wieder in das Bett getragen und durch alle Klimata geschleppt werden mußte. Die Tragödie seines Lebens erreichte ihren Höhepunkt, als er, fast schon ein Abgeschiedener, das einzige Kind, seinen Trost und seine Augenweide, die sein hoffnungsloses Krankenlager erhellte und verklärte, in die Grube fahren sah.

So gemahnt sein Schicksal an das der wilden Rose, der er folgendes Lied geweiht:

Wilde Ros' im grünen Hag,
Einsam durch den Sommertag
Träumst du hin dein Leben,
Wilde Ros'!

Viele, die am Weg dich sehn,
Achtlos weiter an dir gehn,
Strahlst im Glanz nicht eben,
Wilde Ros'!

Sonnenbrand und Wetter schier
Nehmen Schmelz und Krone dir,
Wirst gar bald verderben,
Wilde Ros'!

Wilde Ros' im grünen Hag,
Nur ein Vöglein schluchzt wie zag
Um dein frühes Sterben,
Wilde Ros'!

Jawohl, er war bis auf eine kleine Ruhepause, welche ihm sein Mißgeschick nur noch deutlicher zum Bewußtsein brachte, dem Sonnenbrande und Wettern aller Art preisgegeben, achtlos ging man an ihm vorüber, denn er war von geradezu rührender Bescheidenheit, er verstand die Kunst der Reklame nicht und blühte im Verborgenen wie ein Veilchen und nur seine verständnisinnige

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Gattin, der er sein reiches Innenleben ganz erschließen konnte, schluchzte um sein frühes Sterben.

Es ist bezeichnend für den modernen Hiob, daß er trotz aller zerronnenen Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen keine Beute des Pessimismus wurde. Sein Sinn war stolz und neigte sich nur vor dem ewig waltenden Geiste des Lebens, der ihn ernst und mild aus des Himmels unendlichem Rund anblickte. Indem er in dem Unendlichen lebte und webte, fühlte er sich eins mit dem Universum, genoß mit Behagen und ehrfurchtsvoll die heilige, schweigende Einsamkeit der Natur und rang sich sturmumbraust zu Bildern unvergänglicher Schönheit empor. So war er bei aller Zartheit ein Dichter des ewig Männlichen.

Die Witwe, welche die Gedichte herausgab, sagt in der in ihrer Schlichtheit ergreifenden Vorrede: „Er litt viel, aber körperliche Schmerzen vermochten nicht die schöne Harmonie seiner Seele zu trüben. So blieb er sich bis zu seinem letzten Atemzuge treu: immer die gleiche heitere Ruhe, das liebe, sanfte, milde Wesen, die edelste Selbstverleugnung. Zu unfreiwilliger Einsamkeit verurteilt, entbehrte er die Welt nicht, weil er selbst eine schönere, bessere Welt in sich trug. Er spann sich ein in Poesie und alles äußere und innere Leben wurde ihm Gedicht.“ In der Tat war sein Martyrium ein Blühen von Gedichten. Aus den Leiden erwuchsen gedankenwuchtige und seelentiefe Dichtungen, wie aus den Ackerfurchen gesegnete Ähren sprießen. Nicht Klagen und Stöhnen war das Dichten dieses Poeten, der sein Dasein in Poesie auflöste, weil er in der Poesie sein Leben fand, sondern Sonnenschimmer, Verklärung, innere Erhebung, eine Art dichterischer Himmelfahrt auf den Fittigen Spinozas. Der gewaltige Philosoph erhellte ihm die düstere Krankenstube, er goß über ihn ein Füllhorn von Friede und Seligkeit aus und begeisterte ihn zu dem hochgestimmten, an feierliche Orgelklänge gemahnenden und von dem amor Dei intellectualis erfüllten Gedichte: „Die sanfte Lehre“, in dem es unter anderem heißt:

So gibt es ein Lebend'ges stets, das dich
Umströmt und liebend hält in seiner Hut,
Wie dort die Rose taubeperlt das Naß
Am Morgen frisch im Kelche duftend hegt:
Du bist in ihm, es ist in dir, und was
Du tust und was du denkst, es kommt von ihm
Und fließt, wenn es gescheh'n, zu ihm zurück.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Kein Hauch von dir, den es nicht still verspürt,
Kein Herzensschlag, den es mit dir nicht schlägt,
Kein Seelenleid, das es mit dir nicht fühlt,
Und keine Last, die es mit dir nicht teilt:
Es ist ja selbst dein Hauch, dein Herz, dein Leid
Und deine Lust, wo immer du auch weilst —
Allüberall und stets ist es bei dir. . . .
Und weißt du das und bist du so gestimmt,
Und trittst du dann am Abend auf die Flur
Hinaus ins Freie unters Sternenzelt,
Wo sich der Reigen der Gestirne dreht:
So strahlt von dort entgegen dir durchs Blau
Das e i n e unbeirrte Weltgesetz,
Das ew'ge — eherne Notwendigkeit!
Dein Sinn erhebt sich; flücht'ges Erdenleid,
Das kurz zuvor die Brust dir noch bewegt,
Es sinkt wie Schatten vor dem Sieg des Lichts,
Und heil'ge Schauer wehn dich mächtig an:
Du ahnst, du fühlst, du denkst und glaubst jetzt — Gott.

Ja, Gott ist alles, Gott und Welt sind eins,
Gott ist die Seele und die Welt ihr Leib. . . .
Die ganze Welt ist ein Lebend'ges nur!
Sein Atem weht dich an aus lauer Luft,
Sein Auge leuchtet dir vom Firmament,
Und Sprache ist dir, was da klingt im All,
Und was da lieb an deine Sinne rührt,
An deine Seele. . . .
Darum sind Wahres, Schönes, Gutes — eins,
Verschied'ne Strahlen e i n e r Sonne nur,
In deren Licht ein ew'ger Himmel sich
Dir heimlich auftat tief im Herzensgrund,
Ein stiller Segen: Seligkeit und Ruh'!

Indem sich unser Dulder an dem einziggroßen Manne emporrankte, dessen edle Harmonie in seinem heißen Sehnen nach Gotttrunkenheit eingeschlossen ist, ordnete sich ihm alles, sein Martyrium inbegriffen, einem großen Gedanken unter, oder vielmehr, er kannte nur das Wesenhafte und ließ alles Zufällige darin aufgehen. Da er sich in Gott und Gott in sich fand, war das Unendliche sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe. Er lernte „Nachgiebigkeit und Milde und Verzeihen und Frömmigkeit und Demut und Geduld, auch Seelenstärke, Großmut und Verzicht auf tausend Dinge, die nur äußerer Schein".

Ein anderer guter Genius, welcher den Dichter umschwebte

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

und wesentlichen Anteil daran hatte, daß er nicht Amboß war seinem Leid, sondern seines Leides Hammer, war der alte morgenländische Weise Hillel, dem er Zeit seines Lebens eifrig nachstrebte. Hinreißend ist seine Apotheose dieses Apostels der Liebe und Demut, welche zugleich eine Apotheose des Judentums ist.

Ein grelles Gegenstück Hillels, der als den Grund und die Wurzel der ganzen Gotteslehre die Nächstenliebe und alles andere als Erklärung des Kardinalsatzes: „Was dir nicht lieb ist, was dir verhaßt, das tue auch nicht den anderen" bezeichnete, ist Torquemada, der Schrecken sprechende und Blut schreibende Großinquisitor Spaniens. In einem packenden, dramatisch bewegten Gedichte schildert Weiß sein grauses Ende. In einer von düsterem Kerzenschein erhellten Halle liegt der Massenmörder mit eingesunkenen Augen und leichenfahlem Antlitz auf einem Purpurbette sterbenskrank darnieder. Die dürren Hände umklammern fest ein Kreuz, das er manchmal ungeduldig an die Lippen preßt. Plötzlich hebt er sich krampfhaft von dem Lager empor und gebeut den Dominikanermönchen, noch einmal die Flammen für die Ketzer zu schüren, damit er noch sterbend für die Kirche Zeugnis ablege, im Angesichte einer in majorem Dei gloriam rauchenden Menschenhekatombe himmelwärts entschwebe. Und da er sich rühmt, das Land wohl bestellt zu haben, da ist es ihm, als riefe es: „Ja, wie ein Leichenfeld!"

„Nein, nein! — Gleich wie ein Garten" — der Kranke schreit es laut —
„Besetzt mit roten Rosen — Nein, nein! mit Blut betaut —
Weh' mir! — Dort, dort! — Die Toten, vom ew'gen Schlaf erwacht —
So helfe Gott mir, Armen! — Still, still! — Es ist vollbracht!"

So packt ihn das Gewissen zuletzt noch fürchterlich,
Der Richter-Inquisitor hat selbst gerichtet sich.
Entstellt, verstört die Mienen, fährt keuchend auf der Greis,
Ein wilder Krampf, dann Stille. Die Priester murmeln leis.

Die Majestät des Gewissens findet auch in dem „Tod Abels" eine schaurig-schöne Illustration. Es ist ein hochpoetischer Gedanke, daß die ganze Natur durch den frevelhaften Brudermord, welcher der erste seit der Schöpfung vorgekommene Menschenmord war, in Aufruhr geriet, und er ist malerisch ausgeführt. Das Leitmotiv des Gedichtes gipfelt darin, daß die Sittlichkeit die Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst und den Gesetzen der Natur ist. —

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Dem Titanen Byron ist das Wunder der Niederlage des Assyrerkönigs Sanherib nachgedichtet. Der großzügige „Satan“ ist Geist vom Geiste der jüdischen Moralphilosophie, für welche der Dualismus zwischen dem guten und bösen Prinzip, zwischen Gott und dem Teufel ein überwundener Standpunkt ist. Prächtig nachempfunden und nachgedichtet ist der 137. Psalm „An den Wassern Babels“. Die moderne Gewandung tut der Ursprünglichkeit des herrlichen Psalms nicht im mindesten Eintrag.

Das größte Kontingent zu den Gedichten stellen diejenigen, welche zwischen „Natur und Leben“ feine, zarte Fäden spinnen. Sie sind von einem Wohllaute, der uns wie Musik anmutet. Die Sprache fehlt uns, um ihre Schönheit auch nur ahnen zu lassen. Wir müßten selbst Dichter von Gottes Gnaden sein, um sie nach Gebühr würdigen zu können. Wir können nur sagen, daß sie wahre Perlen der Poesie sind und zu dem Besten gehören, was die moderne Literatur an lyrischen Ergüssen besitzt. Ergreifend sind die „Italienischen Frühlingstage“. Weiß, dem durch sein Lungenleiden die deutsche Dichtersehnsucht nach dem Lande, wo die Zitronen blühen, gestillt ward, genießt die sich dort entfaltende Lenzespracht mit vollen Zügen. Er verbringt in Italien sonnige, wundervolle Tage, „wie sie die liebliche Sage sonst nur den Göttern gewährt“, und er lebt sie doppelt, indem er sie auch im Liede auslebt. Er beherzigt mit Behagen die Mahnung, die ihm der Ölbaum im Silbergrau, der Veilchenduft, die blühende Rose, der leuchtende See, das schimmernde Grün, die Bläue des Himmels zuflüstert:

... Weile hier,
Nütze die Zeit,
Hier die Rast sänftigt dir
Währendes Leid.

Und ein Genügen zieht
Still dir ins Herz,
Süße Ruh': Alles flieht,
Freude und Schmerz.

Der „Nebel auf dem Gardasee“ erpreßt ihm den Seufzer:

Licht! Du reiner Quell des Lebens,
Dich entbehren kann ich nicht!
O, so laß mich nicht vergebens
Deiner harren: Komm, o Licht!

Wie sinnig ist es, wenn er dem die matte Natur erquickenden und neu belebenden Sommerregen die Tränen, welche oft als Segen auf der Seele Grund fallen, vergleicht, wenn das Zwielicht in ihm

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

den Gedanken wachruft, daß die Fackel der Erinnerung des Menschen Leben beleuchtet, wenn sein Tag sich neigen will! Wie stimmungsvoll ist die Idee, daß im Winter

„In den feuchten
Wolken schläft das Sonnenlicht,
Um der Erde nicht zu leuchten
In das tote Angesicht."

Weiß verstand es aber auch trefflich, seiner Leier Lieder zum Preise der allmächtigen Zauberin Liebe zu entlocken. Die Palme unter ihnen gebührt dem „Liebesgott", in dem mit anmutiger Würde und würdevoller Anmut gedeutet wird, warum der lose Schäker den Zeigefinger auf den Mund legt; es will den Dichter bedünken, als könnte das muntere, kecke Flügelkind auch ernst sein, als wollte es den Liebenden zu bedenken geben, daß ein gewisses Schweigen Gold ist — das keusche Schweigen über das, was heimlich sie im süßen Tau beglückt.

In den „Vagantenliedern" erkennen wir den unglücklichen Dichter fast nicht mehr. Den sicheren Tod vor Augen, in eine Matratzengruft gebettet, stimmt er flotte, feuchtfröhliche, burschikose Weisen an. Er besingt das ziellose Wandern in dulci jubilo, weiht des Bacchus edler Göttergabe ein Lied, welches wahrhaftig dem Kneipkomment einverleibt zu werden verdiente, schildert in verführerischen Farben, daß man sich ohne Skrupel dazu bekehren möchte, das Leben auf Borg, führt uns die Sorgen, welche das Geld seinem Besitzer verursacht, zu Gemüte und beschreibt liebreizend die idyllischen Wandlungen, die im Wald vor sich gehen, wenn der Jäger und sein Schatz im grünen Revier miteinander kosen.

Eisern ist unsere Zeit und sie verlangt, daß ihre Kinder ihre Farben tragen. Wie der Zeitgeist naturgemäß auf die führenden Geister abfärbt, so schaute unser Dichter sinnenden Blickes von hoher Warte in das Menschengewühl. Er schrieb zündende politische Gedichte, die zu Schlachtliedern der um ihren Besitzstand kämpfenden Deutschen in Österreich wurden, und widmete der Arbeiterbewegung ein erschütterndes Bild „Aus der Großstadt", wie es kein empörter „Genosse" kraftvoller malen könnte.

Des Dichters Liederquell ist nur spärlich geflossen; war es ihm doch überhaupt nicht lange vergönnt, aus dem kastalischen Quell zu schlürfen. Zudem gebrach es ihm an Muße, da sein Leben

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

ein unausgesetzter harter Kampf war. Eben darum können wir es ihm nicht hoch genug anrechnen, daß er, dem bewährten Erfahrungssatze: inter arma silent musae Trotz bietend, seiner Muse die Zunge löste. Und das Wenige, was sie verkündete, ist wurzelecht. Er sang, weil er mußte. Er ließ sein Lied erklingen, weil der Herr ihm die Gabe des Singens und Sagens verliehen hatte. Er griff nur dann zur Feder, wenn er sich innerlich dazu getrieben fühlte. Wovon ihm die Seele voll war, davon ging ihm der Mund über. Was ihm im Busen schwoll, ward ihm unbewußt Poesie. Seine Gedichte sind mit seinem Herzblut geschrieben. Sie sind nicht gekünstelt, geschraubt, gemacht, sondern der reine, treue Spiegel seiner ausgesprochenen, starken, festgeprägten Persönlichkeit. Wirklich Erlebtes, Gefühltes und Gedachtes ist es, was seinem Saitenspiele Töne entlockt.

Friedrich Spielhagen charakterisiert das fin de siècle nichts weniger als schmeichelhaft in dem Vierzeiler:

> Der Nervensaft verbraucht, die Muskelkraft erschlafft;
> Der Lebensüberdruß in Permanenz;
> Verachtung der Vernunft und Wissenschaft —
> In Summa: hochmoderne Dekadenz.

In einem wie ganz anderen Lichte erstrahlt doch unser Dichter! Seine Lyrik ist ein Gewebe von Dichtung und Wahrheit, Morgenduft und Sonnenklarheit, Anmut und Würde. Er schuf nicht nach der äußeren, sondern aus der geistigen Anschauung der Natur heraus, der er, gleichwie ein Kind seiner Mutter, allezeit in zärtlicher Liebe zugetan war. Im innigen und regen Verkehr mit ihr belauschte er die ihr zugrunde liegende Idee, welche allein Geist, Freiheit, Wirklichkeit ist. Sie erschloß ihm ihre Seele, lächelte ihm der Schöpfung herrlichste Gedanken zu, die leisesten Flüstertöne des Daseins wurden ihm vernehmlich, alles, was sich in ihm und um ihn her regte, hatte für ihn eine vertraute Sprache. Das im gewöhnlichen Lichte flach und alltäglich erscheinende Ding stand, von innen erhellt, als Symbol vor ihm. So trennte ihn eine unüberbrückbare Kluft von den Dichtern, welche nur den Vordergrund des Daseins sehen und die Tiefenerstreckung leugnen. Er war kein Herdenmensch, der sich vor den Schrullen der Närrin Mode duckte, welche schofles Messing frech zum Golde stempelt, er schloß sich keiner Schule an, sondern wandelte selbstherrlich seinen eigenen von ursprünglicher Kraft und ernster Schönheit umsäumten Weg.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Er hat nichts mit den blutarmen Dichterlingen gemein, deren Kunst die Natur vermissen läßt und Farben malt, nicht Leben, aber auch nichts mit denen, bei welchen die Natur die Kunst überwuchert. Weit entfernt davon, sich dem Naturalismus in die Arme zu werfen, dessen Muse, wie er in einem Sinnspruch schneidig bemerkt, „nicht aus dem künstlerischen Quell, sondern aus der — Schnapsflasche trinkt", war er ein psychologischer Wurzelgräber. Er war in dem Sinne modern, daß er nicht wie eine Kartoffel in seiner Zeit steckte, sondern sich wie ein Baum über sie erhob und mit den Wurzeln für die Blüte und Frucht Mark und Saft aus ihr sog. Er war ganz und gar Zeitgenosse in künstlerischem Sinne der Antike und der Renaissance und aller bedeutenden Gestalten der Kunstwelt; er war ein Poet, welcher der heiligen Aufgabe des Dichters vollauf gerecht wurde, über Art und Wesen, Fühlen und Sinnen, Streben und Gehaben des Zeitgeistes vom selbsterrungenen hohen Standpunkte klare Umschau hielt und ihm den Pfad zu den Höhen der Menschheit zeigte. Er faßte als ganz und als lebendig, was die Natur ihm lebendig vor das Auge hinstellte, und klärte so, was uns das Herz erregt, in Leid und Lust, oft dunkel nur bewußt, es tief innerlich bewegt. Er läßt uns blicken in die eigene Brust.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Zeitschrift des Mährischen Landesmuseums

Jahr/Year: 1919

Band/Volume: 17

Autor(en)/Author(s): Münz Bernhard

Artikel/Article: S. A. Weiß 91-102